

Erlebniswelten

Nicole Burzan
Ronald Hitzler *Hrsg.*

Theoretische Einsichten

Im Kontext empirischer Arbeit



Springer VS

Erlebniswelten

Herausgegeben von

W. Gebhardt, Koblenz

R. Hitzler, Dortmund

F. Liebl, Berlin

In allen Gesellschaften (zu allen Zeit und allerorten) werden irgendwelche kulturellen Rahmenbedingungen des Erlebens vorproduziert und vororganisiert, die den Menschen außergewöhnliche Erlebnisse bzw. außeralltägliche Erlebnisqualitäten in Aussicht stellen: ritualisierte Erlebnisprogramme in bedeutungsträchtigen Erlebnisräumen zu sinn geladenen Erlebniszeiten für symbolische Erlebnisgemeinschaften. Der Eintritt in dergestalt zugleich ‚besondere‘ und sozial approbierte Erlebniswelten soll die Relevanzstrukturen der alltäglichen Wirklichkeit – zumindest partiell und in der Regel vorübergehend – aufheben, zur mentalen (Neu-)Orientierung und sozialen (Selbst-)Verortung veranlassen und dergestalt typischerweise mittelbar dazu beitragen, gesellschaftliche Vollzugs- und Verkehrsformen zu erproben oder zu bestätigen.

Erlebniswelten können also sowohl der ‚Zerstreuung‘ dienen als auch ‚Fluchtmöglichkeiten‘ bereitstellen. Sie können aber auch ‚Visionen‘ eröffnen. Und sie können ebenso ‚(Um-)Erziehung‘ bezwecken. Ihre empirischen Erscheinungsweisen und Ausdrucksformen sind dementsprechend vielfältig: Sie reichen von ‚unterhaltsamen‘ Medienformaten über Shopping Malls und Erlebnisparks bis zu Extremsport- und Abenteuerreise-Angeboten, von alternativen und exklusiven Lebensformen wie Kloster- und Geheimgesellschaften über Science Centers, Schützenclubs, Gesangsvereine, Jugendszenen und Hoch-, Avantgarde- und Trivialekultur-Ereignisse bis hin zu ‚Zwangserlebniswelten‘ wie Gefängnisse, Pflegeheime und psychiatrische Anstalten.

Die Reihe ‚Erlebniswelten‘ versammelt – sowohl gegenwartsbezogene als auch historische – materiale Studien, die sich der Beschreibung und Analyse solcher ‚herausgehobener‘ sozialer Konstruktionen widmen.

Herausgegeben von

Winfried Gebhardt
Universität Koblenz-Landau
gebhardt@uni-koblenz.de

Franz Liebl
Universität der Künste Berlin
franzL@udk-berlin.de

Ronald Hitzler
TU Dortmund
ronald@hitzler-soziologie.de

Nicole Burzan · Ronald Hitzler
(Hrsg.)

Theoretische Einsichten

Im Kontext empirischer Arbeit

 Springer VS

Herausgeber

Nicole Burzan
Dortmund, Deutschland

Ronald Hitzler
Dortmund, Deutschland

Erlebniswelten

ISBN 978-3-658-16749-3

ISBN 978-3-658-16750-9 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-16750-9

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2017

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhalt

I Zur Orientierung

Theoretische Einsichten. Eine Einleitung	3
<i>Nicole Burzan</i>	
Gibt es theoretische Einsichten? Zur Empirie dessen, was wir wissen können	15
<i>Armin Nassehi</i>	
Wider Emergenz und Zwang. Zur Kombinatorik in der Theoriearbeit	31
<i>Tilo Grenz und David Emling</i>	

II Von der Empirie zur Theorie

Öffentliche Kontexte

Sich selbst beobachten. Das Fallbeispiel des öffentlichen Vortrags	53
<i>Manfred Prisching</i>	
Voluntaristischer Individualismus und republikanisches Pathos. Eine wissenssoziologische Kritik	75
<i>Michael R. Müller</i>	
Hybride Phänomene als Spielfelder des Neuen. Wissenssoziologische Überlegungen am Beispiel Hybrider Events	89
<i>Gregor J. Betz</i>	

Private Kontexte

Muße – Absichtsvolle Absichtslosigkeit	105
<i>Hans-Georg Soeffner</i>	
Deutung von Deutungen in und zu Begegnungssituationen von Personen mit Demenz und Robotern	125
<i>Sven Ziegler und Helma M. Bleses</i>	
Die konstruierte Person. Zu einer Theorie der Subjektivierung aus der Empirie des Lebens im Wachkoma	147
<i>Ronald Hitzler</i>	

III Von der Theorie zur Empirie

Gesellschaftliche Formen

Zeitperspektiven der Mittelschicht in der Krise? Empirische Befunde und Folgerungen für das Konzept sozialer Schichtung	167
<i>Nicole Burzan</i>	
Führung zur Selbstführung. Das Prinzip der Kosten-Nutzen- Kalkulation von Beschuldigten in polizeilichen Vernehmungen	185
<i>Norbert Schröer</i>	
„Und der Mann ist wieder Kavalier“. Die Rockabilly-Szene im Spannungsfeld zwischen traditionellen und modernen Geschlechtermustern	201
<i>Julia Wustmann und Babette Kirchner</i>	

Soziale Formen

Was ist eigentlich ein Glücksspiel? Prolegomena zu einer soziologisch informierten Theorie des kommerziellen Glücksspiels	215
<i>Gerd Möll</i>	

Skandal! Ruf ohne Imperativ? Von kommunikativen Referenzpunkten und moralischen Kollektiven.	229
<i>Stefan Joller</i>	
Von der Empirie zur Postphänomenologie. Eine Suchbewegung zur theoretischen Verortung sozialer Robotik in der Demenzbetreuung	247
<i>Michaela Pfadenhauer und Christoph Dukat</i>	
Angaben zu den Autorinnen und Autoren	261

I
Zur Orientierung

Theoretische Einsichten. Eine Einleitung

Nicole Burzan

In dieser Einleitung spreche ich einige Prinzipien an, die empirisch Forschenden weithin bekannt sein dürften, etwa die, dass keine Beobachtung (und auch kein Interview, keine Dokumentensichtung und Materialanalyse) je theoriefrei denkbar ist. Mit dem vorliegenden Band¹ soll darauf aufmerksam gemacht werden, wie Forschende im wissenschaftlichen ‚Tagesgeschäft‘ jenseits polarisierter Vorstellungen empirischer Theorieentwicklung oder Theorieprüfung gleichwohl zu theoretischen Einsichten gelangen. Die Beiträge zeigen², dass sich kaum eine empirisch forschende Person an den potenziellen Rändern eines Spektrums bewegt, also entweder aus einem (sozialtheoretisch vorgeprägten) Gegenstand heraus eine Theorie mit hohem Reichweiteanspruch entwickelt oder einen strengen Theorietest mit ähnlichem Universalitätsanspruch anstrebt. Vielmehr werden hier (aber in der Regel auch generell) konzeptionelle Ordnungen und Abgrenzungen mit Bezug auf empirische Gegenstände benannt, verfeinert, aus neuen Blickwinkeln hinterfragt und weitergeführt. Mit der vorliegenden Textsammlung geht es darum, auf solche Theorie-Empirie-Verknüpfungen jenseits strenger Theorieentwicklungen oder -prüfungen und somit auf – auf den ersten Blick vielleicht gar nicht immer ohne Weiteres als solche sichtbare – ‚theoretische Einsichten‘ aufmerksam zu machen. Dass die Herausgebenden dabei den früheren Arbeitstitel „Theoretische Einsichten aus empirischer Arbeit“ (auf den sich u. a. Armin Nassehi in seinem Beitrag explizit

-
- 1 Die Beiträge sind im weiteren Kontext eines Workshops an der TU Dortmund im Dezember 2015 entstanden, bei dem vorrangig interpretativ und qualitativ Forschende miteinander diskutiert haben. Prinzipiell gelten die hier angesprochenen Aspekte aber auch z. B. für am Kritischen Rationalismus orientierte quantitativ Forschende.
 - 2 Ebenso wie etwa die Vorträge auf einer Fachtagung mit dem Titel „Zum Verhältnis von Empirie und kultursoziologischer Theoriebildung“ in Leipzig im Oktober 2015.

bezieht) schließlich noch einmal geändert haben, weist dabei zusätzlich auf die Komplexität dieses Verhältnisses hin.

Keine Beobachtung ist theoriefrei – diese wissenschaftstheoretische Einsicht trifft auf Alltagsbeobachtungen ebenso zu wie auf empirische Forschung. Wenn wir etwas z. B. als ‚Tisch‘, als ‚Seminar‘ oder als ‚Erlebnis‘ bezeichnen, gehen bestimmte Vorannahmen in diese Identifizierung bzw. Klassifizierung ein. Ein Unterschied zwischen Beobachtungen im Alltag und solchen in der Wissenschaft liegt dann nicht darin, dass überhaupt ein theoretischer Bezug vorliegt – u. a. nimmt man auch im Alltag Verallgemeinerungen vor und arbeitet man auch in der Wissenschaft nicht stets mit theoretischem Universalanspruch –, sondern darin, dass wissenschaftlich Forschende gehalten sind, diesen Theorie-Empirie-Bezug zu reflektieren und dabei ggf. die eigene ‚Haltung‘ zu explizieren. Wenn man davon ausgeht, dass eine Theorie in einem engeren Sinne „ein System logisch widerspruchsfreier und empirisch gehaltvoller Aussagen“ ist (Sahner 2014: 545), kommt als Aufgabe von Wissenschaft hinzu, Theorien und empirische Befunde strukturiert und systematisch mit dem Ziel eines Erkenntnisgewinns zu verknüpfen.

Noch unabhängig etwa von kausalen Erklärungen oder Prognosekraft führen theoretische Vorannahmen dazu, dass (und wie) man bestimmte Phänomene überhaupt wahrnimmt und andere nicht. So macht es z. B. selbstverständlich einen Unterschied, ob ich die Beobachtung, dass eine Person an der Bar eine andere Person anspricht, mit Kosten-Nutzen-Aspekten beschreibe, mit verschiedenen Idealtypen sozialen Handelns vor Augen oder ob ich überlege, inwiefern meine Situationsdeutung abhängig oder unabhängig davon ist, welches Geschlecht ich den beteiligten Personen zuschreibe. Im Weiteren ist es soziologisch betrachtet von Bedeutung, bei der Benennung der Situation, z. B. als ‚resonant‘ (vgl. Rosa 2016), nicht stehenzubleiben. Vielmehr geht es letztlich darum zu systematisieren, was demgegenüber z. B. aus wessen Sicht nicht-resonante Interaktionssituationen ausmacht und in welchen Konstellationen tendenziell Resonanz oder Nicht-Resonanz oder vielleicht auch graduelle Abstufungen auftreten, um der Aussage, dass hier ‚Resonanz‘ zu beobachten ist, Gehalt zu verleihen. Aber dies wäre auf jeden Fall nur eine unter vielen Möglichkeiten, sich dem empirischen Feld von Interaktionen an der Bar konzeptionell zu nähern und Theorie und Empirie in Bezug auf einen Gegenstandsbereich mit begrenzter (z. B. raum-zeitlicher) theoretischer Geltungsreichweite zu verknüpfen.

Generell lassen sich Theorie-Empirie-Verhältnisse in verschiedenen Formen systematisieren. Eine Möglichkeit ist etwa die Art und Weise der Verallgemeinerung: So kann man z. B. mehr oder weniger deduktiv oder induktiv bzw. abduktiv (vgl. Reichertz 2013) vorgehen, womit in der Regel auch die Anwendung spezifischer empirischer Methoden verbunden ist (quantitativ, qualitativ oder interpretativ).

Unter anderem geht es dabei um die Frage, ob man bei explizierten theoretischen Annahmen ansetzt und diese mit der (wenngleich nie theoriefreien) Empirie konfrontiert, um die Annahmen zu überprüfen, oder ob man beim empirischen Fall ansetzt, um von da aus zu theoretischen Konzepten zu gelangen, deren Reichweite wiederum zu bestimmen ist (vgl. Chalmers 2007). Die Antwort auf diese Frage wird seit jeher nicht in einem kooperativen Miteinander diskutiert, sondern konfliktreich und verbunden mit grundsätzlichen Positionierungen (z. B. zur Zielsetzung des Erklärens oder des Verstehens – auch wenn etwa Max Weber der Soziologie ausdrücklich die Aufgabe zuordnet, soziales Handeln deutend zu verstehen *und* dadurch ursächlich zu erklären, vgl. Weber 1980: 1).

Eine im Forschungsprozess üblicherweise nützliche Systematisierung von Theorie-Empirie-Relationen setzt bei der Frage an, inwiefern es überhaupt um die Falsifizierbarkeit von Theorien durch Empirie geht. Gesa Lindemann (2008) unterscheidet mit Rückgriff auf Georg Simmel in dieser Hinsicht drei Theoriearten: Erstens wird durch Sozialtheorien festgelegt, was und wie etwas überhaupt als empirisches Datum erscheinen kann (ob z. B. Menschen prinzipiell handeln, ob nur Menschen handeln oder ob auch nicht-menschliche Akteure als subjektiv sinnhaft Handelnde denkbar sind). Solche Sozialtheorien als Grundannahmen oder „Sehinstrumente“ (Lindemann 2008: 114), mit denen man eine konkrete empirische Forschung betreibt, sind durch diese empirische Forschung nicht falsifizierbar. Allenfalls können fortgesetzte empiriegestützte Irritationen zur Veränderung der sozialtheoretischen Orientierung führen. Zweitens gibt es Theorien begrenzter Reichweite, die am ehesten durch empirische Daten in Frage gestellt werden und in der Folge als vorläufig falsifiziert oder vorläufig bestätigt angesehen werden können (z. B. wie in einer bestimmten Situation bestimmte Push- und/oder Pull-Faktoren Migration beeinflussen). Drittens erfasst man mit Gesellschaftstheorien eine Gesamtsicht einer bestimmten Gesellschaftsformation, die erwartbar nicht vollständig durch empirische Befunde gedeckt ist (z. B. die Annahme von modernen Gesellschaften als funktional differenziert). Vielmehr wird aus einem punktuellen empirischen Bezug heraus eine extrapolierte Gestalt gestützt. Es geht hinsichtlich des empirischen Bezugs also nicht um eine potenzielle Falsifikation, sondern um eine prinzipiell plausible oder unplausible Gestaltextrapolation.

Die Erläuterungen zu beiden Systematisierungsformen, nach Verallgemeinerungsprinzipien und nach Falsifikationspotenzial, deuten an, dass das Theorie-Empirie-Verhältnis ein schwieriges ist und bleibt. Die Vorstellung eines kooperierenden Teams mit unterschiedlichen Schwerpunkten (z. B. der Theorieentwicklung und der Theorieprüfung) oder einer Erkenntnisaufschichtung, eines (linearen) wissenschaftlichen Fortschritts im Zeitverlauf, stößt sowohl an erkenntnistheoretische als

auch an pragmatische Grenzen. Nochmals also: Warum bleibt der wechselseitige Bezug von Theorie und Empirie schwierig?

Erstens besteht das angesprochene ‚*Henne-Ei-Problem*‘: Es ist nicht möglich, Empirie oder Theorie als voraussetzungslosen Anfangspunkt von Forschung zu bestimmen (vgl. näher dazu Nassehi in diesem Band). Zweitens stellen sich daraus abgeleitete *methodologisch-methodische Probleme*. Wenn man Konzepte oder auch genaue Hypothesen empirischer Forschung voranstellt, kann nur konventionalistisch entschieden werden, ob eine Beobachtung eine These z. B. ‚wirklich‘ falsifiziert (Basissatzproblem). Weiterhin steht in Frage, wie tragend ein falsifiziertes Element für die generelle Theorie war, um die es geht. Oftmals hat man es mit empirischen Befunden zu tun, die nicht eindeutig in die gleiche Richtung weisen. Hartmut Esser (2015) beispielsweise zeigt, dass türkische Kinder bessere Leistungen in frühen Formen des Rechnens zeigten als Kinder aus deutschen und interethnischen Familien, sofern man die Deutschkenntnisse statistisch kontrollierte. Er schließt daraus nicht, dass die ethnische Herkunft keinen gravierenden Einfluss auf die Bildung habe, denn wie so oft stützen die empirischen Ergebnisse eher die Erkenntnis, dass ein Phänomen von zahlreichen Konstellationsbedingungen abhängt, die gegen eine sehr hohe Reichweite sozialwissenschaftlicher Konzepte sprechen. Ein auf konsensuellen Deutungen beruhendes Aussortieren falsifizierter Theorien ist also kaum realistisch. Ein wissenschaftstheoretisches Alternativmodell stellt Thomas Kuhns (1996) Vorstellung dar, dass es keinen kumulativen Wissensfortschritt, sondern immer wieder Paradigmenwechsel gebe. Aber auch dieser Ansatz bietet keine wissenschaftstheoretische Referenz schlechthin, insbesondere wenn es um soziologische Forschungsgegenstände mit typischerweise begrenzter Reichweite geht, die danach ohnehin als vorparadigmatisch gelten.

Werden Theorien und Konzepte mittlerer Reichweite nicht schon recht früh im Forschungsprozess expliziert, sind Forschende ebenfalls mit methodologisch-methodischen Problemen konfrontiert. Jörg Strübing (2008) etwa argumentiert in Bezug auf die Grounded Theory, es gebe kein ‚objektives‘ Kriterium dafür, wann eine hinreichende theoretische Sättigung erreicht oder ob ein Fall in einen Typus einzuordnen sei. Die Herausforderung für Forschende besteht dabei darin, eine datenbezogene Theorie zu erarbeiten, ohne in naive induktive Muster zu verfallen. Auch die Bildung eines Idealtypus gemäß Weber kann als theoretische Zuspitzung und zugleich als Instrument für die Theoriebildung verstanden werden (vgl. z. B. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: Kap. 6). Idealtypen müssen oder sollen als solche gar nicht empirisch vorfindbar sein, sie dienen vielmehr als Basis für Vergleiche im Rückgriff auf die Frage, wie nah oder fern ein Fall dem Idealtypus steht (Soeffner 2004: 198). Aber auch dieses Beispiel zeigt: Die angestrebte spiralförmige Hin- und Herbewegung zwischen Empirie und Theorie ist keinesfalls als Kochbuchanleitung

zu verstehen. Es bedarf nicht hochgradig formalisierbarer Anstrengungen, um empirische Fälle zu theoretischen Einsichten aufzuschichten.

Neben dem grundsätzlichen ‚Henne-Ei-Problem‘ und den konkreteren methodologisch-methodischen Aspekten liegt eine weitere Schwierigkeit schließlich in *forschungspragmatischen Gründen*. Jede Qualifikationsarbeit und jeder Drittmittelantrag muss Begründungen dazu enthalten, was das Innovative der jeweiligen Forschung ausmacht. Dabei bezieht man sich auf den Forschungsstand, etwa auf sozialtheoretische Hintergründe und konkrete Ansätze mittlerer Reichweite (in teils unseliger Vermischung). Die Betonung eines innovativen Beitrags führt dann aber nicht selten zu Abgrenzungen und nicht etwa zu engen Anknüpfungen und Weiterentwicklungen in Bezug auf den gleichen Gegenstand. Im Zeitverlauf aufeinander bezogene Theorie-Empirie-Verknüpfungen sind somit kein selbstverständliches Modell wissenschaftlichen Arbeitens.

In der tatsächlichen Forschungspraxis findet man daher in der Regel ein ausgesprochen flexibles Verständnis von Theorie-Empirie-Verknüpfungen, das zudem unterschiedlich deutlich expliziert wird. Theorien sind ‚Sehhilfe‘, Werkzeugkasten oder Orientierungspunkt. Empirie wird mehr oder weniger eng darauf bezogen. Am Ende stehen – vorläufige – Einsichten dazu, wie Konzepte z. B. voneinander abzugrenzen sind, in einem Zusammenhang stehen oder bisherige Vorstellungen in Frage stellen bzw. erweitern. Auch ohne einen größtmöglichen Reichweitenanspruch und auch ohne an jeweiligen Einsichten ‚die Theorie‘ stets in wenigen kompakten Sätzen ausgedrückt zu sehen, sollen die nachfolgenden Beiträge vor diesem Hintergrund dafür sensibilisieren, dass empirische Forschung sich immer an theoretischen Einsichten ‚arbeitet‘ und dass dabei zwar nicht unbedingt wissenschaftliche Revolutionen, aber immerhin interessante ‚Aha‘-Effekte entstehen.

Die Beiträge des Bandes

Der Band beginnt mit Beiträgen zur *Orientierung*, zu denen wir neben dieser Einleitung vor allem den Beitrag von Armin Nassehi, aber auch den von Tilo Grenz und David Emling rechnen. In beiden Beiträgen geht es aus unterschiedlichen Perspektiven darum, wie das Verhältnis von Theorie und Empirie überhaupt beschaffen ist und mit welchen forscherschen Strategien man sich diesem problematischen Verhältnis nähern kann.

Armin Nassehi thematisiert in diesem Sinne die grundsätzliche Frage, woher wir soziologisch wissen, was wir soziologisch wissen. Am Beispiel des Modells soziologischer Erklärung verdeutlicht er die generelle Schwierigkeit, vorgängige Annahmen

zu reflektieren. Diese fällt u. a. deshalb bei diesem Modell (nach Hartmut Esser) besonders auf, weil hier vage Randbedingungen mit einem Exaktheitsanspruch innerhalb der Rahmenbedingungen zusammentreffen. Nassehi betont aber auch, dass keine Art von Forschung die Paradoxien, die dadurch entstehen, dass stets beide Seiten – theoretische Erkenntnis und empirische Beschreibung – kontingent sind, auflösen könne. Allenfalls bestehe eine Möglichkeit, damit umzugehen, darin, in funktionalistischer Herangehensweise spezifische Kontingenzen sichtbar zu machen und die praktische Herstellung von Bestimmtheit nachzuzeichnen. Aber auch die Entscheidung für diese (oder eine andere) Theorieoption lässt sich wiederum hinterfragen, unter anderem im Sinne einer theorieästhetischen Plausibilität.

Auch *Tilo Grenz* und *David Emling* befassen sich mit der grundsätzlichen Frage, wie aus Daten und Konzepten Theorien werden. Sie stellen zu diesem Zweck zunächst induktivistisch orientierte Vorgehensweisen solchen Überlegungen gegenüber, mit denen auf vorgängige, Deutungen anleitende Grundüberzeugungen aufmerksam gemacht wird. Wie Daten und Theorien unter Berücksichtigung dieser Heuristik aktiv kombinierbar sind, stellen die Autoren – ohne dass hier Letztantworten erwartet werden dürfen – an Forschungsbeispielen vor. So beschreiben sie die Kombination von Konzepten zu komplexen soziotechnischen Konstellationen und Trajektorien, die Bedeutung einer zeitlichen Ordnung von Befunden und schließlich die Kombination von lebensweltanalytischer Ethnographie und Luhmannscher Systemtheorie.

Die beiden weiteren Hauptblöcke dieses Bandes sind überschrieben mit ‚Von der Empirie zur Theorie‘ und ‚Von der Theorie zur Empirie‘. Vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass damit eben nicht das eine Mal ein induktivistischer und das andere Mal ein hypothesentestender Ansatz impliziert ist, sondern dass Tendenzen gemeint sind, sowohl in der (hier: interpretativen oder qualitativen) Forschung als auch im Argumentationsgang eines Beitrags zu Beginn eher den Gegenstand oder eher Konzepte als Startpunkt relativ hervorzuheben. In beiden Fällen besteht das Ziel darin, konzeptionelle Unterscheidungen und Abgrenzungen vorzunehmen, die es ermöglichen, Phänomene (über konkrete Einzelfälle hinaus) zu ordnen bzw. Kategorien und Konzepte zu schärfen und weiterzuführen.

Der Block ‚Von der Empirie zur Theorie‘ ist in zwei Abschnitte unterteilt, in denen der gewählte Gegenstand zum einen aus öffentlichen und zum anderen aus stärker privaten Kontexten stammt. Der Abschnitt zu ‚öffentlichen Kontexten‘ wird mit dem Beitrag von *Manfred Prisching* eröffnet. Er setzt beim Gegenstand öffentlicher Vorträge von Soziologinnen und Soziologen und bei dem Anspruch an, ein breites Spektrum solcher Vorträge konzeptionell zu ordnen. Sozialtheoretisch an Schütz und Luckmann anknüpfend, systematisiert er drei Achsen: verschiedene Rollen der Sprechenden, Publika und Vortragssituationen. Im nächsten Schritt stellt er – mit dem Ziel der Bündelung von Kombinationsmöglichkeiten der Ausprägungen auf

diesen Achsen – Kategorien vor, die einen Vergleich erleichtern (u. a. nach dem Präzisionsgrad der Rede oder nach dem Verwendungsanspruch des Wissens). Schließlich demonstriert Prisching vier Beispiele für public sociology-Situationen entlang dieser Kategorien. Es wird somit ein Konzept vergleichend-systematisierender Kategorien entwickelt mit Beispielen dazu, in welcher Form und mit welchem Ergebnis man sich diese Kategorien in ihrem Zusammenhang vorstellen könnte.

Michael R. Müller beginnt mit dem punktuellen empirischen Beispiel einer Rede des damaligen Bundespräsidenten Horst Köhler aus dem Jahr 2004, in der dieser die Selbstständigkeit des Individuums und das Gemeinwohl harmonisiert. Ausgehend von diesem Beispiel arbeitet Müller die Charakteristika eines voluntaristischen Individualismus heraus, in dem nicht die Einzigartigkeit, sondern die verantwortungsbewusste Vitalität Einzelner zentral ist. Dabei wird deutlich, dass die Rede exemplarisch für andere Medien der Vermittlung dieses Ansatzes steht, nicht zuletzt im Kontext einer entsprechenden Kollektivsymbolik, was wiederum exemplarisch am Logo der Kampagne „Du bist Deutschland“ aufgezeigt wird. Eine weiterführende Deutung thematisiert, dass die beschriebenen Phänomene mit einem dogmatisch festgelegten Gemeinwohlverständnis verbunden sind.

Ziel des Beitrags von *Gregor J. Betz* ist die Formulierung wissenssoziologisch inspirierter Ansätze einer Theorie hybrider Phänomene, konkret mit Bezug auf organisierte Events. Empirische Gegenstände und theoretische Ziele sind dabei so miteinander verknüpft, dass fünf exemplarischen empirischen Fällen jeweils allgemeinere Thesen zugeordnet werden. Diese veranschaulichen die vorangestellte Definition, der zufolge bei hybriden Phänomenen gesellschaftlich als verschieden typisierte Phänomene kombiniert seien, und spezifizieren sie konzeptionell. Unter anderem grenzt Betz hybride Phänomene von bloßen ‚Anreicherungen‘ ab (eine Schnippeldisco ist in dieser Hinsicht etwas anderes als eine Volxküche), erläutert zeitliche Dynamiken (hybride Eventformate sind zunächst explikationsbedürftig, mit ihrer gesellschaftlichen Diffusion schwindet dann ihr augenfälliger Hybridcharakter) und bettet seine Ausführungen schließlich zeitdiagnostisch ein (insofern hybride Phänomene in Gegenwartsgesellschaften zunehmen).

Die Autorinnen und Autoren der folgenden drei Beiträge untersuchen Forschungsgegenstände, die zu vergleichsweise *privaten Kontexten* gehören. Zunächst setzt sich *Hans-Georg Soeffner* mit dem Phänomen der Muße auseinander – mit dem Ziel, einen historisch-genetischen Idealtypus zu entwickeln. Der weite Blick auf historisch und sozial variable Vorstellungen von Muße erfordert einen Bezug auf verschiedenartige empirische Quellen, etwa zeitgenössische Wörterbücher oder mußerelevante Aspekte bei Autoren wie Schiller, Marx oder Elias. Dabei werden Wechsel- und Spannungsverhältnisse von Muße deutlich, etwa zur Alltagspragmatik, zur Faulheit oder zur Arbeit und Freizeit. Muße erweist sich als „kontrollierte

Freisetzung der Menschen von Zwängen“. Dazu werden spezifische raumzeitliche Rahmungen hergestellt, sodass die Mußesphäre auch als geschlossener Sinnbezirk verstanden werden kann. Empirische Schlaglichter zur Muße werden somit – wiederum aus einer breiten Perspektive heraus – theoretisch eingebettet; neben Bezügen u. a. zu Goffman und Schütz erfolgt dies etwa anhand der Möglichkeit einer positiven Anthropologie in Abgrenzung zu Kierkegaard und Heidegger.

Bei *Sven Ziegler* und *Helma M. Bleses* geht es um die Frage, wie Assistenzroboter von Personen mit Demenz wahrgenommen, eingeschätzt und genutzt werden. Sie nähern sich diesem Thema empirisch mit einer quasi-experimentellen fokussierten Ethnographie. Im Beitrag stellen sie ein Fallbeispiel vor und ‚organisieren‘ es insbesondere im Rückgriff auf Begriffe und Konzepte Erving Goffmans – nicht, um dessen Theorie zu überprüfen, sondern um eine spezifische Perspektive auf ihren Gegenstand einzunehmen. Beispielsweise werden die robotersteuernden Ingenieure in ihrer ‚Nebenrolle‘ auf der ‚Bühne‘ der Interaktionssituation beobachtet, und der menschengesteuerte Roboter gilt als Sonderfall in der Interaktionsordnung. Im Ergebnis zeigt sich u. a., dass der Roboter beim Heimbewohner deutlich andere Handlungsroutinen hervorruft als ein menschlicher Interaktionspartner, dass die „Reziprozitätsinsuffizienz“ der Maschine also offensichtlich durchschaut wird.

Ronald Hitzler stellt die Frage, was einen sozialmoralisch relevanten Anderen ausmacht, im Hinblick auf Menschen im sogenannten Wachkoma. Er konkretisiert, phänomenologisch und wissenssoziologisch orientiert, Unterschiede von Begriffen wie „Individuum“, „Subjekt“ und „Person“. Am Beispiel heißt das: Menschen im Wachkoma unterminieren in aller Regel Kriterien, anhand derer Individuen der Status von Personen zugesprochen wird. Dass diese Individuen im pflegerischen Kontext allerdings typischerweise zu einem Subjekt mit Personenstatus gemacht werden, setzt bereits die Haltung voraus, den Anderen als eine Person anzusehen (und zu behandeln). Lassen sich die empirischen Befunde des Autors dazu in anderen Publikationen genauer nachlesen (vgl. z. B. Hitzler 2012), so konzentriert er sich in diesem Beitrag darauf, empirisch fundiert die hierbei relevanten Kategorien theoretisch genauer zu fassen. Eine Abgrenzung vom ‚postsouveränen Subjekt‘ bei Judith Butler ermöglicht es ihm, sich für diese Erfassung noch stärker zu sensibilisieren.

Die Autorinnen und Autoren der Beiträge im zweiten Block (*Von der Theorie zur Empirie*) folgen dem für interpretative und qualitative Forschung charakteristischen Prinzip der Offenheit; nichtsdestoweniger orientieren sie sich deutlicher als die Ansätze im vorigen Teil des Bandes an explizierten Konzepten und Kategorien, die entweder auf gesellschaftliche oder auf soziale Formen abzielen.

Eine solche ‚gesellschaftliche Form‘ spricht *Nicole Burzan* aus ungleichheitstheoretischer Perspektive mit dem Schichtkonzept an. Ausgehend von der generellen Frage, ob gegenwärtige Gesellschaften eine vertikale Schichtstruktur mit schicht-

typischen Haltungen und Handlungsmustern aufweisen, befasst sie sich damit, ob eine der Mittelschicht in jüngerer Zeit zugeschriebene ‚Krise‘ als solche wahrgenommen wird und zu Handlungsmustern führt, die ein Schichtprofil schärfen oder verwischen. Sie arbeitet empirisch Typen des auf (Un-)Sicherheitsempfinden bezogenen Handelns und dazugehöriger Zeitperspektiven heraus. Im Ergebnis sind grundsätzliche Sicherheitserwartungen typenübergreifend erkennbar; andere Befunde relativieren allerdings eine Annahme schichtspezifisch vergleichsweise homogener (längerfristig auf die Zukunft gerichteter) Zeitperspektiven deutlich. Theoretische Einsichten und Ausblicke richten sich folglich darauf, wie eine potenzielle Schichtspezifik weiterführend konzeptionell differenziert und empirisch analysiert werden könnte.

Norbert Schröer setzt an der Gesellschaftsdiagnose eines neoliberalen Wandels an und bricht dessen allgemeine Prinzipien herunter auf ein spezifisches Feld – polizeiliche Vernehmungen – und auf die Analyse eines empirischen Einzelfalls. Die vorangestellte These lautet, dass ein Geständnis aufgrund von Beziehungsarbeit des Vernehmenden zunehmend durch ein Kosten-Nutzen-Kalkül des Beschuldigten bezüglich seiner Kooperation verdrängt wird. Mithilfe der Analyse nimmt Schröer dann eine konzeptionelle Differenzierung vor: Es gibt durchaus Hinweise auf eine (allmähliche) Ausrichtung auf ein Nutzenkalkül und entsprechende Veränderungen der edukativen Motivationsarbeit von Vernehmenden. Diese Prozesse ersetzen jedoch keinesfalls den Aufbau einer Beziehung: Das ‚neoliberale‘ Charakteristikum besteht darin, die auf Eigenverantwortlichkeit angelegte Selbstführung des Beschuldigten geschickt anzuleiten. Inhaltlich wird hier eine Parallele zum voluntaristischen Individualismus im Beitrag von Michael R. Müller deutlich, was zeigt, dass Bezüge zwischen Autoren mit unterschiedlichen forschungsstrategischen Herangehensweisen zum Theorie-Empirie-Verhältnis durchaus herstellbar sind.

Julia Wustmann und *Babette Kirchner* schließlich arbeiten modernisierungstheoretisch orientiert. Sie verknüpfen Szene- und Genderforschung, indem sie fragen, inwiefern Geschlechtermuster in juvenilen Szenen thematisiert, verhandelt und verändert werden. Mit diesen theoretischen Zugängen ‚gerüstet‘ untersuchen sie empirisch die Rockabilly-Szene und analysieren konkret – im Sinne einer materialen Analyse (vgl. Burzan et al. 2016) – eine Gruppendiskussion unter männlichen Szenegängern, die sich regelmäßig in einem Rockabilly-Barbershop treffen. Die Autorinnen arbeiten traditionelle Geschlechtermuster heraus (z. B. Männer als ‚Kerle‘ und ‚Kavalier‘), die andererseits nicht ungebrochen sind. Modernisierungstheoretisch eingeordnet sind solche Muster unter anderem als verschiedene Teil-(Zeit-)Wirklichkeiten (hier anknüpfend an Anne Honer) identifizierbar, insofern Akteure in der Szene z. B. Rollen konstruieren, die sich räumlich und zeitlich vom Arbeitsalltag oder vom Mutter-Sein von Frauen deutlich unterscheiden.

Ungleichheitstheorie, Neoliberalismus, Modernisierungstheorie – es bedarf nicht zwingend solcher gesellschaftsdiagnostischer Etiketten, um empirischen Fällen konzeptionelle Orientierungen voranzustellen. Die Beiträge im letzten Teil des Bandes sind dementsprechend Beispiele dafür, dass dies auch auf Konzepte vielfältiger *sozialer Formen* zutreffen kann: Es handelt sich konkret um Wahrheitskonzepte, um Skandale und um Mensch-Technik-Verhältnisse.

Ist Poker ein Glücks- oder ein Geschicklichkeitsspiel? *Gerd Möll* wendet verschiedene Wahrheitsbegriffe auf das Feld des kommerziellen Glücksspiels an. Dabei argumentiert er weiterführend, in welchem Verhältnis Wahrheitskonzepte zueinander stehen können, was mithilfe eingehender empirischer Kenntnisse gelingt: Dass etwa Poker strafrechtlich als erlaubnispflichtiges Glücksspiel festgelegt wird, hohe Gewinne daraus aber versteuert werden müssen (was für Glücksspiele steuerrechtlich nicht erforderlich ist), zeigt ein Spannungsverhältnis von Autoritäts- und Kohärenzbegriffen von Wahrheit an. Weiterhin können Spieler zwar Informationen nutzen, um von Geschicklichkeitselementen zu profitieren. Mit einer charakteristischen Verringerung des Informationsgefälles im Zeitverlauf schwindet dieser Vorteil jedoch, womit wiederum Zufallsmerkmale eine Zeitlang dominieren. ‚Wahrheit‘ tritt hier in Form akteursabhängiger, zeitlich variabler Wirklichkeitskonstruktionen auf.

Stefan Joller greift auf Kategorien einschlägiger Ansätze zurück, um charakteristische Elemente von Skandalen aufzuzeigen, z. B. bezogen auf typische Phasen, beteiligte Akteure oder Konzepte von Normverstößen. Diese Kategorien dienen im Weiteren als Orientierung bei der Analyse eines empirischen Beispiels, und zwar der Berichterstattung im Zuge des Rücktritts von Karl-Theodor zu Guttenberg als Verteidigungsminister aufgrund von Plagiatsvorwürfen. Eine wiederum theoretisch orientierte Zuspitzung wird dabei insofern vorgenommen, als am empirischen Beispiel ein Konzept moralischer Kollektive, die sich mittels kommunikativer Referenzpunkte manifestieren, verdeutlicht wird.

Michaela Pfadenhauer und *Christoph Dukat* reflektieren zunächst Etappen ihres Zugangs zu ‚Social Robots‘ und daraufhin ihr theoretisches Vorverständnis eines wechselseitigen Mensch-Technik-Verhältnisses. Im nächsten Schritt verorten sie ihr Fallbeispiel, einen robbenförmigen Roboter, der in der Altenpflege eingesetzt wird, in der Tradition des Affective Computing, wonach Mechanismen affektiver Mensch-Roboter-Interaktionen in den Vordergrund gestellt werden. Empirische Befunde zu performativen Aspekten dieses Roboters weisen, darauf basierend, auf zwei Typen des Einsatzes der künstlichen Robbe hin, bei denen Pflegekräfte entweder u. a. Kommunikationsanlässe mithilfe des Roboters herstellen oder vorrangig eine Beobachterrolle einnehmen. Diese konkreten empirischen Zuspitzungen werden nun wiederum theoretisch gerahmt (u. a. als alterity relation vs. hermeneutic relation).

Ebenso wird auf (noch) offene theoretisch-empirische Aspekte hingewiesen, womit dieser abschließende Beitrag noch einmal sehr deutlich darauf aufmerksam macht, wie unabgeschlossen jegliche Empirie-Bezüge sind, ohne dass damit die Vorstellung eines linearen wissenschaftlichen ‚Fortschritts‘ verknüpft werden könnte.

Die Herausgebenden bedanken sich herzlich bei allen Beitragenden, die ein weites Spektrum von Möglichkeiten sichtbar gemacht haben, im Zusammenhang mit empirischer Arbeit theoretische Einsichten zu erlangen. Wir danken auch (wieder einmal) *Sonja Rack* von der TU Dortmund und *Katharina Vontz* vom Verlag Springer VS, die uns nachdrücklich dabei unterstützt haben, aus den Einzelbeiträgen den vorliegenden Band zu generieren.

Literatur

- Burzan, Nicole/Hitzler, Ronald/Kirschner, Heiko (Hrsg.) (2016): *Materiale Analysen. Methodenfragen in Projekten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Chalmers, Alan F. (2007): *Wege der Wissenschaft. Einführung in die Wissenschaftstheorie*. 6. Aufl. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Esser, Hartmut (2015): *Ethnische Ressourcen und vorschulische Kompetenzentwicklung*. In: Hitzler, Ronald (Hrsg.): *Hermeneutik als Lebenspraxis*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 416–435.
- Hitzler, Ronald (2012): *Die rituelle Konstruktion der Person. Aspekte des Erlebens eines Menschen im sogenannten Wachkoma* [44 Absätze]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 13(3), Art. 12. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1203126> (Zugriff: 05.11.2016).
- Kuhn, Thomas (1996): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 13. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lindemann, Gesa (2008): *Theoriekonstruktion und empirische Forschung*. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 107–128.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008): *Qualitative Sozialforschung*. München: Oldenbourg.
- Reichertz, Jo (2013): *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung. Über die Entdeckung des Neuen*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Sahner, Heinz (2014): *Stichwort „Theorie“*. In: Endruweit, Günter/Trommsdorff, Gisela/Burzan, Nicole (Hrsg.): *Wörterbuch der Soziologie*. 3. Aufl. Konstanz/München: UVK (utb), 545–546.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): *Emblematische und symbolische Formen der Orientierung*. In: Soeffner, Hans-Georg: *Auslegung des Alltags – Alltag der Auslegung*. 2. Aufl. Konstanz: UVK, 180–209.

- Strübing, Jörg (2008): Pragmatismus und epistemische Praxis. Der Beitrag der Grounded Theory zur Empirie-Theorie-Frage. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 279–311.
- Weber, Max (1980 [1922]): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr Siebeck.

Gibt es theoretische Einsichten?

Zur Empirie dessen, was wir wissen können

Armin Nassehi

Wer nach theoretischen Einsichten aus empirischer Arbeit fragt, setzt bereits interessante Unterscheidungen voraus: die Unterscheidung von Theorie und Empirie und die Unterscheidung von Einsicht und Arbeit. Die erste Unterscheidung verweist auf die klassische Frage des Verhältnisses von (sinnlicher) Erfahrung und vernünftigem Urteil oder auch auf das Verhältnis von apriorischen und aposteriorischen Bedingungen unserer Urteile. Seit Kant kann man wissen, dass jegliche Erfahrung von Bedingungen abhängig ist, die nicht durch Erfahrung zu kontrollieren sind, weil sie diese erst ermöglichen. Es geht hier also um die Frage des Verhältnisses von Erkenntnis und Erkanntem, vielleicht sogar um die Frage nach der Relation von Denken und Sein – allesamt klassische Fragen, deren vielfältige Antworten bekannt sind.

Die zweite Unterscheidung dagegen wirkt fast noch subtiler. Warum empirische Arbeit und theoretische Einsicht? Warum nicht empirische Einsicht und theoretische Arbeit? Und warum diese Richtung? Warum theoretische Einsichten aus empirischer Arbeit und nicht umgekehrt: empirische Arbeit aus theoretischen Einsichten? Man könnte es nun auf die Spitze treiben und die Rekombination der Elemente bis zu seiner mathematisch möglichen Diversität treiben. Dabei steht hinter der Frage die viel schwierigere Frage, woher wir soziologisch wissen, was wir soziologisch wissen.

Der Königsweg wäre wohl, dass empirische, d. h. erfahrungsgesättigte und methodisch kontrollierte Beobachtungen das destillieren könnten, was der Fall ist, um daraus dann wissenschaftliche Aussagen zu generieren, die man Theorien nennen kann. Nun ist unschwer zu sehen, dass die methodisch kontrollierte Beobachtung bereits von methodisch nicht kontrollierbaren Annahmen ausgehen muss, weil sie sich sonst in eine merkwürdige Paradoxie verstricken würde, die auch bereits aus der europäischen Denktradition bekannt ist und unter der Problemformel eines *regressus ad infinitum* geführt wird. Man muss also irgendwo mit der Beob-

achtung beginnen – was im Übrigen die Alltagssituation von Handelnden ganz gut abbildet, die auch dort beginnen müssen, wo es immer schon begonnen hat, nämlich hier und jetzt.

Um mich diesem Problem zu nähern, werde ich im Folgenden eine Soziologie anführen, die recht klare Aussagen darüber macht, wie sich empirische Forschung und Theoriebildung zueinander verhalten, nämlich das Modell der soziologischen Erklärung, wie es im deutschsprachigen Raum am deutlichsten und offensivsten von Hartmut Esser vertreten wird.

Um gleich Missverständnissen vorzubeugen: Es soll hier nun nicht ein bestimmtes soziologisches Modell vorgeführt werden, um daran anschließend dann womöglich zu behaupten, dass sich das darin zu beobachtende Problem in anderen soziologischen Paradigmata nicht stellt. Ganz im Gegenteil: Es sollte sich lohnen, das Problem am Beispiel des vielleicht stärksten und offensivsten Paradigmas darzulegen, um daraus etwas über die Frage zu lernen, was man über die Frage lernen kann, ob es theoretische Einsichten aus empirischer Arbeit gibt oder geben kann bzw. was diese Frage genau bedeutet.

1 Der Fall der erklärenden Soziologie

Das Verhältnis von Theorie und Empirie ist hier relativ klar beschrieben. Von Theorien soll nur gesprochen werden, wenn deren Gehalt und deren Aussagen als erklärte Tatsachen empirisch belegt werden können. Theorien sind also in diesem Sinne das Ergebnis von Forschung. Das hindert freilich etwa Rational Choice-Soziologen nicht daran, deutliche Vorannahmen zu machen. So beschreiben Andreas Diekmann und Thomas Voss ziemlich genau, welche Voraussetzung der methodologische Individualismus in Gestalt der RC-Theorie zugrunde legt. Dabei nennen sie drei Bausteine: Den Ausgangspunkt bilden Akteure, die mit eigenen Ressourcen und unter Einsatz von Präferenzen zwischen Handlungsalternativen wählen können. Zugleich enthalte die Theorie eine Entscheidungsregel, nämlich Rationalität als nicht-zufällige Form der Handlungswahl. Als Ressourcen werden Einkommen, Preise, Zeit, Technologien, Institutionen, Gesetze „u. a. m.“ (Diekmann/Voss 2004: 15) angesetzt.

Der methodologische Individualismus der erklärenden Soziologie beginnt also mit einigen entscheidenden Selbstfestlegungen, die keineswegs der empirischen Arbeit entnommen sind, sondern ihre Voraussetzung darstellen. Hartmut Esser schreibt: „Die Erklärung eines Phänomens bedeutet im Prinzip, das zu erklärende Phänomen als die *Folge* bestimmter (kausaler) *Ursachen* zu erkennen“ (1996: 40,

Herv. i. Orig.). Eine in dieser Weise methodisch individualisierte Soziologie hat es zunächst damit zu tun, dass sie die Hervorbringung gegenwärtiger Ereignisse in den Ereignissen selbst vorfinden muss, und diese Ereignisse sind Handlungen, schließlich bilden Akteure den Ausgangspunkt. Woher aber wissen wir, dass es Handlungen sind, die zu beobachten sind? Kann man das aus empirischer Arbeit lernen? Zum Beispiel daran, dass man als Beobachter zunächst nur Handlungen sieht? Oder ist das bereits ein vorempirisches Modell? Muss soziologisch erklärt werden, dass nur Handlungen beobachtbar sind, oder sind Handlungen die Basis für soziologische Erklärungen?

Ich möchte diese Fragen nicht beantworten, sondern nur darauf hinweisen, dass es durchaus Soziologien gibt, die den Handlungsbegriff in die zweite Reihe verschieben und die Handlung von Kommunikationsprozessen her erklären – dass ich die systemtheoretische Soziologie meine, liegt irgendwie nahe. Nur: Auch das löst das Problem nicht. Warum fängt sie mit Kommunikation an? Tut sie übrigens gar nicht. Sie fängt mit der System-/Umwelt-Unterscheidung an. Aber: Warum ausgerechnet damit? Kann man Systeme und Umwelten sehen, oder sieht man sie, wenn man so beobachtet? Und: kann man einen solchen Anfang empirischer Arbeit und Anschauung entnehmen?

Bleiben wir zunächst beim methodologischen Individualismus und der erklärenden Soziologie. Ihr Claim, unter Theorien letztlich nur das Ergebnis empirischer Arbeit zu verstehen, ist nicht zu vernachlässigen, denn eine empirische Wissenschaft wie die Soziologie sollte schon aus der Empirie wissen, was sie weiß, und von ihren Theorien behaupten können, dass diese nicht nur einen empirischen Gehalt haben, sondern auch durch die Empirie korrigierbar sein müssten. Wenn also die von Diekmann und Voss gepflegte Rede von der Rational Choice-Theorie nicht einfach sprachliche Ungenauigkeit sein soll, stellt sich die Frage, was deren empirischer Gehalt ist.

Man könnte sagen: Man kann ja sehen, dass Menschen als Mitglieder von Gesellschaften genau das tun: Sie gehen mit knappen Mitteln um; sie müssen stets Wahlen treffen; zugleich versuchen sie, ihren jeweiligen Nutzen zu erhöhen und das Beste daraus zu machen, zumindest das Beste, was mit den unvollständigen Informationen möglich ist, die je gegenwärtig zur Verfügung stehen. Am meisten überzeugt das Modell mich übrigens ästhetisch – aber dazu später mehr. Interessant für die Fragestellung an dieser Stelle jedenfalls ist, woher man den empirischen Gehalt der RC-Theorie kennen kann. Hat diese Theorie aus der Empirie gelernt, was sie weiß? Man möchte sagen: Woher denn sonst? Sie weiß sogar, dass es sich nur um ein Modell handelt, das sich an den Gegenständen bewähren muss. Diese Theorie ist eine Methode – wie jede Theorie eine Methode ist, also ein Beobachtungsprogramm, das den wissenschaftlichen Blick anleitet. An Max Weber kann

man es schön zeigen: Dessen Definition des Handelns als eines Verhaltens, mit dem der Handelnde einen subjektiven Sinn verbindet, meint nicht, wie fälschlicherweise Generationen von Soziologiestudenten beigebracht wird, dass Handeln empirisch nach diesem Modell abläuft. Schon einfache Primärerfahrungen können an sich selbst erleben, dass es empirisch zumeist anders ist. Wir tun, was wir tun, zumeist ohne konkreten subjektiven Sinn. Werden wir aber danach gefragt, warum wir die Dinge des Alltags tun, wie wir sie tun, fällt uns aufgrund der Kenntnis bestimmter kultureller Chiffren („Kulturbedeutung“) durchaus ein Sinn ein, der jener subjektive Sinn hätte sein können, der unserem Handeln zugrunde gelegen hätte, hätte er einem solchen zugrunde gelegen.

Max Webers Soziologie tut also das, was „verstehende“ Methoden der Soziologie stets tun: sie fragen dort nach, wo sonst nicht gefragt wird, und am Ende erfährt man etwas über den Kontext des Handelns. Man rekonstruiert die Dinge dann so, als ob die Handelnden damit einen subjektiven Sinn verbinden. Der tiefere Sinn besteht dann aber gar nicht darin, herauszubekommen, was der individuelle Sinn des Handelns ist, sondern in welchem Sinnkosmos, in welchen Sinnwelten und in welchen überindividuellen Wert- und Sinnsphären solches Handeln plausibel ist. Der Gegenstand ist dann etwas, das empirisch eher unsichtbar bleibt, eben weil auch die Alltagshandelnden das, was um sie herum geschieht, vor allem an den Akteuren beobachten und nicht an weitaus abstrakteren Gegenständen.

Zurück zum methodologischen Individualismus der erklärenden Soziologie: Auch sie kann nicht umhin, die individuellen Ereignisse und Handlungen stets in sachlichen, zeitlichen und sozialen Kontexten vorzufinden. Denn nur sie sind es, die den sozialen *Sinn* eines Ereignisses beobachtbar machen; und nur sie sind es, die konkrete Handlungen, Kommunikationen, *Ereignisse* also, *erklärbar* machen, wenn man darunter verstehen will, dass diese Selektionslogik der Ereignisse bestimmte Anschlüsse weniger unwahrscheinlich macht als andere, dass man aber stets mit Unwahrscheinlichkeit rechnen muss.

Nun ist das Bezugsproblem des methodologischen Individualismus ganz in der Tradition Webers keineswegs die Frage der angemessenen Beurteilung der individuellen Handlungsrationalität. Der „soziale Sinn“ einer Handlung ergibt sich auch hier nicht (allein) aus dem Handlungsmotiv oder aus den Präferenzen der Handelnden, nicht einmal aus der Handlung selbst, sondern aus den situationslogischen Voraussetzungen und aggregationslogischen Folgen des Handelns. Das Grundproblem ist also die Frage, wie das einzelne beobachtbare Verhalten als Handeln *erscheint*, und zwar in einem Kontext, in dem allein es als eine rationale Handlung wahrscheinlich sein kann. Das rationalitätstheoretische Modell des *resourcefull, restricted, evaluating, expecting and maximizing man* (Lindenberg 1985; Esser 1996: 238) bietet sich dann als Modellunterstellung an, aus den

Präferenzen von Akteuren die Logik der Situation zu deduzieren. Wenn sich die Rationalität einer Handlung aus der von Karl Popper so genannten Situationslogik ergibt, ist der Akteur durchaus ein Effekt, zumindest ein Zurechnungsfokus des Handlungsgeschehens, und keineswegs der Handlung kategorial – als „Subjekt“ oder „Mensch“ – vorgeordnet. Auch der methodologische Individualismus Essers müsste genau genommen den Handlungsprozess von Ressourcen außerhalb des egologischen Handlungsgeschehens her konstruieren, und das heißt dann letztlich: *nicht handlungstheoretisch*.

Aber letztlich geht es Esser kaum um die handlungstheoretische Fundierung, sondern lediglich darum, die Situationslogik so handhabbar zu machen, dass sie in eine dem deduktiv-nomologischen Erklärungsmodell genügende Form gebracht werden können, die sich mit hinreichend scharfen Eindeutigkeiten ausstatten kann. Die Idee der deduktiv-nomologischen Erklärung ist nichts anderes als ein Algorithmus, dem Eindeutigkeiten entnommen werden sollen. Es ist eine Modellierung, die unter bestimmten Bedingungen mit bestimmten Ereignissen rechnet und methodische Kontrolle wiederholbar machen will. Entscheidend ist freilich, dass Esser zugleich betont, dass bei aller handlungstheoretischen Formierung der Selektionslogik des Handelns doch letztlich *fast alles* von der Situationslogik abhängt (vgl. Esser 1999: 403).

2 Selbst erzeugte Exaktheit und die richtige Beschreibung

Das empirische Erklärungsmodell lebt von einer selbst erzeugten Exaktheit. Wenn es aber um die Frage geht, wo die Randbedingungen des jeweiligen Erklärungsmodells herkommen, ist es um die geforderte Exaktheit geschehen. Immer wieder wird mit Rekurs auf Popper eingeräumt, das größte Problem bei der soziologischen Erklärung sei die Beschreibung der Randbedingungen, der sich erst die soziologische Beschreibung der Situationslogik verdankt. Ganz offensichtlich entzieht sich also die Voraussetzung der Erklärung der erklärenden Soziologie. Es ist Essers Stärke, auf die Bedeutung jener Randbedingungen hingewiesen zu haben – umso fassungsloser steht man vor jener Notlösung, die da angeboten wird. Allen Ernstes verlangt Esser dies: „*Immer* müssen selbstverständlich *alle* relevanten Randbedingungen für einen Erklärungsschritt genau erhoben und in die Logik des Ablaufs eingefügt werden“ (1996: 106, Herv. i. Orig.). Natürlich weiß auch Esser, dass ein Modell „von der ‚Wirklichkeit‘ abstrahieren“ (1996: 133) muss. Aber ohne darin mehr als ein methodisch-technisches Problem zu sehen, plädiert Esser für die

„richtige Beschreibung“ (1999: 403) der Brückenhypothesen und Randbedingungen. Warum nicht gleich *echt* richtige?

Es kommt fast einem logischen Kunstfehler gleich, jene Voraussetzungen der Erklärung mit einer schwachen soziologischen Logik auszustatten, während im Rahmen der Randbedingungen dann Exaktheit simuliert werden kann. Was macht eine richtige Beschreibung aus? Wie lassen sich deren Ergebnisse kontrollieren? Was sind deren Falsifikationsbedingungen? An ihrer eigenen Darstellung könnte die erklärende Soziologie lernen, dass sie mehr Mühe aufwenden müsste, um die Logik der Situation, also die handlungstheoretisch nicht erfassten Voraussetzungen des Handelns, auf den Begriff zu bringen.

Am Ende bleibt dann wohl nur die Alternative, zwischen einem *erklärenden* und einem dann wohl *spekulativen* Teil der soziologischen Denkbewegung zu unterscheiden. Es kann dabei dann aber nur ein einfacher soziologischer Konventionalismus herauskommen, der sich die Randbedingungen so zurichtet, dass sich innerhalb des Spielfeldes die Züge „erklären“ lassen. Es ist dann nur konsequent, dass Theorien solcher Art eine erhebliche Nähe zu ökonomischen und spieltheoretischen Modellen pflegen. Man soll die ökonomische Theorie nicht unterschätzen – aber eine Theorie der Ökonomie bietet sie nicht an, weil sie den Markt als Randbedingung immer schon voraussetzen kann und ergo nicht theoretisch zu formieren braucht; ebenso setzen spieltheoretische Modelle die Regeln des Spiels, innerhalb derer Züge möglich sind, bereits kategorial, also: nicht empirisch, früher sagte man dazu: *transzendental* voraus. Das ist für die ökonomische Forschung sicher ebenso legitim wie für spieltheoretische Modelle, für die die Randbedingungen schlicht als gegeben vorausgesetzt werden können. Gäbe sich die Soziologie freilich damit zufrieden, käme das dem Eingeständnis gleich, ihren wesentlichen Gegenstand, die Gesellschaft nämlich, immer schon voraussetzen zu müssen, allerdings über keinerlei Kategorien zu verfügen, wie sie auch nur zu benennen sei. Die Beschreibungen der Gesellschaft kommen dann sehr freihändig daher, zumindest – gemessen an dem hehren Ziel – nicht *erklärend*. Und auch die zugrunde gelegte Handlungstheorie konventionalisiert ein *historisch kontingentes Modell* des Akteurs zu einer universalen Theorie, die sich letztlich nicht überraschen lassen kann und über die Dehnung des Rationalitätsbegriffs das Modell noch in der Zurichtung des empirischen Designs retten will.

Den Vorwurf des logischen Kunstfehlers habe ich schon an anderer Stelle formuliert (vgl. Nassehi 2009: 119). Womöglich ist dieser Vorwurf nicht wirklich präzise, weil er suggeriert, dass man ihn unter korrekter Anwendung der entsprechenden Kategorien vermeiden könnte. Der Kunstfehler besteht wohl eher darin, an der merkwürdigen Unterscheidung von Empirie und Theorie oder hier: Erklärung und Beschreibung wirklich festzuhalten. Manchmal hilft es womöglich,